

k.

Leseprobe aus:

Bernhard Jaumann

Die Stunde des Schakals



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1

SCHÜSSE

Keine Lügen mehr, keine Geschichten! Nur die Wahrheit zählt, und die Wahrheit ist der Tod. Vielleicht auch das Leben, aber mehr noch der Tod. Denn nicht jeder kann ein Leben sein Eigen nennen, doch der Tod, der klopft bei allen an. Früher oder später.

Er schob das gekrümmte Magazin in die Führung der AK-47 und vergewisserte sich, dass es fest saß. Dreißig Patronen, 7,62 Millimeter. Als er sich zur Seite beugte, spürte er, dass ihm das Hemd schweißnass am Rücken klebte. Das Blut kochte in seinen Adern. Das lag nur an der Hitze. Sie staute sich im Wagen, obwohl die Scheiben ganz nach unten gekurbelt waren. Er legte die Kalaschnikow links neben sich auf den Beifahrersitz und lehnte sich in das Polster des Fahrersitzes zurück. Aus dem Autoradio sagte der Sprecher den Titel «Summer in the City» an. Es war ein afrikaanser* Sender, Radio Kosmos, 94,1 Megahertz.

Die Sonne stand noch zwei Handbreit über der Hügelkette jenseits des Klein-Windhoek-Riviers, aber auch, wenn sie untergegangen wäre, würde es kaum abkühlen. Genauso wenig wie gestern oder die Tage zuvor. Ganz Windhoek, ganz Namibia ächzte unter der Januarhitze und sehnte die dunklen Wolken herbei, die aus Nordosten den Regen bringen würden. Danach sah es jedoch nicht aus. Der Himmel im Nordosten war von einem unwirklich strahlenden Blau.

* Glossar wichtiger Begriffe siehe Seite 315 ff.

Er wischte sich die Handflächen an den Oberschenkeln ab. Der Sicherungshebel der AK-47 war in der mittleren Position eingerastet. Dauerfeuer. Er musste nur den Abzug durchgedrückt halten. Mit Lüge oder Wahrheit hatte das nichts zu tun. Er musste einen Job erledigen.

Die Palmen vor dem Haus Nummer 15 warfen lange Schatten über den Asphalt. Bis zur Kreuzung vorn war kein Mensch zu sehen, und das nicht nur, weil es brütend heiß war oder weil die Ursulastraße eine Sackgasse war. Hier im Windhoeker Stadtteil Ludwigsdorf ging man nicht auf die Straße. Man blieb in seinem eigenen kleinen Paradies, hinter hohen Mauern, die mit Stacheldraht bekränzt waren. Wer aus dem Haus musste, nahm den Wagen und vergewisserte sich, dass sich das Elektrotor hinter ihm schloss, bevor er sich entfernte. Ein Fußgänger war entweder ein Bettler oder ein Krimineller. Und auch ein fremdes Auto, das am Wendekreis der Sackgasse parkte, würde wahrscheinlich Verdacht erregen.

Doch er war gut vorbereitet. Er hatte einen weißen Toyota Corolla gestohlen, sich Schablonen angefertigt und das Logo der Sicherheitsfirma «Group 4 Securicor» auf den Lack gesprüht. Sogar Nummernschild dubletten hatte er anfertigen lassen, nur für den Fall, dass misstrauische Anwohner bei der Zentrale anriefen. Man würde ihnen bestätigen, dass es sich wirklich um ein Fahrzeug der Firma handelte. Wahrscheinlich war diese Vorsichtsmaßnahme völlig übertrieben gewesen. Die G4S-Wagen standen schließlich oft irgendwo im Stadtgebiet herum.

Zur Talseite hin ging der Wendekreis in einen schmalen Streifen verdorrten Grases über. Ein paar Aloen mit spitzen, rötlichen Blättern standen vor dem hüfthohen Mäuerchen, das den Abhang sicherte. Von dem abwärtsliegenden Haus waren nur der Giebel und die Satellitenschüssel zu sehen, doch er wusste, dass er vom Mäuerchen aus die Terrasse und einen Großteil des Gartens überblicken konnte. Die Sonne stand jetzt

hinter dem Wasserturm auf der gegenüberliegenden Höhe. Sie begann, sich orange zu verfärben, doch noch blendete sie zu stark. Er würde warten, bis sie untergegangen war.

Im Radio lief nun ein Song von Koos Kombuis. «Johnny is nie dood nie». Ob Johnny noch lebte, interessierte ihn nicht. Er schaltete das Radio aus. Durch das geöffnete Wagenfenster hörte er hinter der Mauer von Haus Nummer 15 Kinderstimmen kreischen. Dann ein lautes Klatschen, als ob jemand in den Pool gesprungen wäre. Oder hineingestoßen worden war. Wasser schwappte, ein Prusten tauchte aus dem Geräusch auf. Empörte, halbverschluckte Worte, die er nicht verstand. Vielleicht gab es auch nichts zu verstehen. Vielleicht war einfach alles so, wie es war. Die Kinderstimmen, die AK-47 auf dem Beifahrersitz, sein schweißnasser Rücken, die Wahrheit, die Geschichten, der Dachgiebel mit der Satellitenschüssel und die Sonne, die jetzt rot in den Hügelkamm gegenüber sickerte.

Es war an der Zeit. Er griff nach dem Gewehr und öffnete die Fahrertür. Die Straße war menschenleer. Er stieg aus. Durch die Schuhsohlen glaubte er zu spüren, dass der Asphalt glühte, als brenne das Höllenfeuer direkt darunter, doch das war pure Einbildung. Die Hölle existierte nicht, denn sonst hätte es ja auch einen Himmel geben müssen. Alles nur Lügen, nur Geschichten. Hinter der Toreinfahrt von Haus Nummer 11 kläffte ein Köter los. Ein hartes tiefes Gebell fiel ein und wurde aus den Nachbargrundstücken vielstimmig erwidert. Das war normal. Wer in dieser Gegend wohnte, hielt meistens zwei Hunde, einen kleinen, nervösen, der Wache halten sollte, und einen scharfen Kampfhund.

«Alles in Ordnung», murmelte er. Er ging langsam bis zum Mäuerchen vor und legte die AK-47 darauf ab. Das Hundegebell verstummte allmählich. Eine Kinderstimme hinter der Einfriedung von Nummer 15 schrie: «Gib her! Los, gib schon her!»

Im Garten schräg unter ihm blinkte eine Fläche unwirklich

grünen Rasens hinter zwei Akazien hervor. Die Sprinkleranlage war eingeschaltet. Auf der Terrasse saß ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, das auf einem Handy herumtippte. Das musste die Tochter sein. Weiter links standen drei Obstbäume, der Form und den Blättern nach Zitronen, Naartjies oder irgendwelche anderen Zitruspflanzen. Im Abstand von circa einem Meter um die Stämme war die Erde kreisförmig aufgeschüttet, sodass sich in der Vertiefung das Wasser sammeln konnte, das aus einem Gartenschlauch lief. Der Mann, der ihn lässig in der Hand hielt, trug verwaschene Shorts und ein weißes T-Shirt, das über seinem Bauch spannte. Hals und Gesicht waren feist und gerötet, die Augen unter dem tiefsitzenden Schirm der Baseballkappe nicht zu erkennen. Dennoch gab es keinen Zweifel, dass es der richtige Mann war. Sein Opfer.

Er wischte sich ein zweites Mal die Hände ab und griff nach der Kalaschnikow. Als er sie in Anschlag brachte, spürte er den Drang, dem Mann dort unten noch etwas zuzurufen. Dass man früher oder später seine Rechnungen bezahlen müsse. Dass im Tod mehr Wahrheit als im Leben liege. Und dass wenigstens das verdammte Mädchen ins Haus verschwinden solle.

Natürlich rief er nichts. Er hustete kurz. Die Sonne war untergetaucht, hatte nur ein fahles Orange über der Anhöhe drüben zurückgelassen. Er fühlte eine eigenartige Wut in sich aufsteigen. Auf sich, auf das Leben und auf den fetten Mann dort unten. Wieso musste der ein weißes T-Shirt tragen, ausgerechnet ein weißes T-Shirt? Warum nicht dunkelrot oder schwarz? Wer ein weißes T-Shirt trug, hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn ...

Er presste den Kolben der AK-47 fest an, zielte. Dann zog er den Zeigefinger durch und hielt den Abzug gedrückt. Dauerfeuer. Noch bevor er losließ, sackte das Opfer zusammen, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Gartenschlauch glitt aus seiner Hand, wand sich und stieg wie eine angegriffene Speikobra.

Das Wasser spritzte in Richtung Terrasse. Das Mädchen war aufgesprungen und drückte sich gegen die Ziegelmauer. Mit dem Gesicht zur Wand.

Das war das Letzte, was er sah. Er ging zum Auto zurück, legte das Gewehr auf den Beifahrersitz, stieg ein und startete den Motor. An der Kreuzung bog er nach links. Er fühlte sich weder besser noch schlechter als sonst. Nicht einmal sein Herz schlug besonders stark. Die Wut war verschwunden, doch nichts anderes war an ihre Stelle getreten. Er hatte früher schon auf Menschen geschossen, doch damals war er Soldat gewesen. Wenn ein Soldat einen anderen tötete, nannte das niemand Mord. Erst jetzt war er ein Killer. Es berührte ihn nicht. Er hatte gedacht, dass es sich anders anfühlen würde, auch wenn er nicht gewusst hatte, wie. Er hustete einmal, zweimal. Dann schaltete er die Scheinwerfer des Toyota an.

Es war 22 Uhr 27, als Kriminalinspektorin Clemencia Garises per Handy von dem Mord erfuhr.

Der Anruf erreichte sie zu Hause in Katutura, und da der Fernseher in voller Lautstärke lief, brüllte sie ins Telefon, man solle ihr sofort einen Wagen schicken. Der mürrische Kollege vom Telefondienst wies sie darauf hin, dass es Sonntagabend war. Er würde aber sehen, was sich machen ließe. Das bedeutete, dass er gar nichts unternehmen würde. Und dass sie sich nicht so wichtig nehmen solle. Wahrscheinlich hatte man sie überhaupt nur informiert, weil ihre älteren Kollegen am Sonntagabend keine Lust verspürten, irgendwo die Leiche eines Weißen einzusammeln. Clemencia dagegen war ganz froh, von zu Hause wegzukommen. Nach dem Abendessen hatte ihre Familie plus der halben Nachbarschaft vor dem Fernseher gehockt und die Höhepunkte der dritten Staffel von «Big Brother Africa» angesehen. Die namibische Vertreterin, die sich für drei

Monate Containerleben in Johannesburg qualifiziert hatte, war schon in der zweiten Runde ausgeschieden. Alle waren sich einig gewesen, dass sie ihrem Land keine Ehre gemacht hatte. Sie sei viel zu scheu, zu langweilig gewesen und habe immer so gewirkt, als sei sie nicht sie selbst.

«Clemencia hätte das viel besser gemacht», hatte Miki Matilda gesagt.

«Ich?», hatte Clemencia gefragt.

«So hübsch wie die bist du schon lange. Warum bewirbst du dich nicht mal?»

Clemencia hatte nur abgewunken, doch Miki Selma hatte heftig protestiert. «Soll Clemencia vielleicht mit wildfremden Männern herumknutschen und sich dabei von ganz Afrika zu sehen lassen?»

«Eben, ganz Afrika!», hatte Miki Matilda aufgetrumpft. «Es wäre doch gelacht, wenn sich da nicht ein paar ernsthaft für sie interessieren würden. Vielleicht findet sie ja endlich den Richtigen.»

«Mikis ...», hatte Clemencia einzuwenden versucht, doch sie war nicht zu Wort gekommen.

«Das ist deine Sache, ich weiß schon, aber seine Meinung wird man ja wohl sagen dürfen.»

«Im Fernsehen hat noch keine ihr Glück gefunden», hatte Miki Selma gesagt. «Clemencia sollte sich lieber in der Nachbarschaft nach einem umsehen, der nicht trinkt und nicht raucht und ...»

«Man muss jede Chance nutzen», hatte Miki Matilda eingeworfen.

«Ein Feuer verbrennt den, der es anfacht», hatte Miki Selma mit einem ihrer Lieblingssprüche gekontert, doch Miki Matilda hatte sich nicht aus dem Konzept bringen lassen.

«Wie alt bist du jetzt, Clemencia? Neunundzwanzig? Dreißig?», hatte sie lauernd gefragt. Natürlich wusste sie ganz ge-

nau, wie alt Clemencia war, doch es hätte nicht viel Sinn gehabt, sich darüber aufzuregen.

Clemencia hatte gesagt: «Einunddreißig.»

«Ein-und-drei-ßig!» Miki Matilda hatte die Silben gedehnt, um das Ungeheuerliche dieser Tatsache zu unterstreichen. «Mit einunddreißig war ich schon fast Großmutter!»

«Als du einunddreißig warst, herrschten hier noch die Südafrikaner. Die Zeiten haben sich geändert. Jetzt ist Namibia unabhängig, und ich, ich bin Kriminalinspektorin», hatte Clemencia geantwortet. Aber sie hätte genauso gut nichts sagen können, denn Matilda und Selma hatten ungerührt weiterdebattiert, was sich für einunddreißigjährige Frauen im Allgemeinen und für Clemencia im Speziellen schickte, und so war sie froh gewesen, als ihr Handy geläutet hatte.

Sie stieg über die Beine ihrer Familienangehörigen und trat vor die Tür ins Freie. Die Ziegelmauer strahlte die tagsüber gespeicherte Hitze ab. Die Luft war wie warmes, weiches Wasser, und über Clemencia spannte sich ein sternklarer Nachthimmel. Schwarz zeichnete sich der Kirchturm der Holy Redeemer Parish vor ihm ab. Irgendwo aus dem Halbdunkel zwischen den einstöckigen Häusern und den um sie errichteten Blechhütten war unverständliches Palaver zu hören, das in ein lautes Gelächter mündete. Vom anderen Ende der Straße her tönnten die dumpfen Bässe von Kwaito-Musik. Sie kam aus der Mshasho Bar, in der sich wahrscheinlich Clemencias jüngerer Bruder Melvin gerade mit Tombo-Bier betrank. Irgendwann musste sie noch einmal versuchen, ihm ins Gewissen zu reden.

Vor dem Haus schräg gegenüber kam der Nachbar mit seinem klapprigen Ford an, den er mit dem Kauf eines entsprechenden Schildes zum Taxi aufgewertet hatte. Illegal natürlich, aber das störte Clemencia jetzt wenig. Der Mann hatte eine Zwölfstundenschicht hinter sich und war alles andere als begeistert, erklärte sich aber angesichts ihrer Stellung als Polizis-

tin bereit, sie ans andere Ende der Stadt zu chauffieren. In Katutura musste man noch auf Passanten achten, doch die weißen Viertel von Windhoek waren um diese Zeit wie ausgestorben. Wenn man die roten Ampeln ignorierte, kam man zügig voran. Auf der Nelson-Mandela-Avenue ließ Clemencia den Fahrer Gas geben. Kaum zehn Minuten später quälte sich der Ford den Berg von Ludwigsdorf hoch, und dann waren sie da. Vor einer verschlossenen Toreinfahrt standen zwei Wagen der City Police. Die Straße war nicht abgesperrt, kein Beamter war zu sehen.

Clemencia stieg aus und fand die Klingel rechts neben der Toreinfahrt. Ein Namensschild gab es nicht. Clemencia drückte auf den Klingelknopf. Die Luft war immer noch warm und weich, doch sie roch nach Tod. Vielleicht lag es auch nur an dieser unwirklichen Stille, wie sie in Katutura nicht einmal in den tiefsten Stunden der Nacht herrschen würde. Clemencia klingelte noch einmal.

Endlich machte ein Uniformierter auf. Clemencia wies sich aus und ließ sich in den Wohnraum führen, der mindestens doppelt so groß war wie das ganze Haus ihrer Familie. Obwohl Fenster und Terrassentür bis auf die Fliegengitter offen standen, herrschte eine Temperatur, als wäre die Sonne hier drinnen untergegangen. Trotz der Hitze hatte sich ein Mädchen mit angezogenen Knien ins Sofa vergraben. Es umklammerte ein Lederkissen und kicherte leise vor sich hin. Oder war das ein hilfloses Wimmern?

«Der Arzt hat ihr eine Beruhigungsspritze gegeben», flüsterte der Uniformierte Clemencia zu, «aber sie beruhigt sich nicht. Antwortet auf keine Frage und kreischt los, wenn man sie berührt. Selbst die eigene Mutter kommt nicht an sie heran.»

Um den Esstisch saßen ein Mann und vier Frauen. Alles Weiße. Es war nicht zu verkennen, wer die Mutter war. Sie war blass, ihre Gesichtszüge wirkten versteinert. Ihre Augen starrten auf den Aschenbecher vor ihr. Nur wenn sie die Zigarette

zu den Lippen führte und gierig sog, merkte man, dass ihre Hände zitterten. Als sich Clemencia vorstellte, sah die Frau kaum auf.

«Sie leiten die Ermittlungen?», fragte der Mann neben ihr auf Afrikaans und maß Clemencia vom Scheitel bis zur Sohle.

«Schön, dass Sie auch schon da sind – dreieinhalb Stunden nach der Tat», sagte eine der Freundinnen bitter.

Clemencia bat darum, den Tathergang kurz zu schildern.

«Hören Sie, Mevrouw van Zyl hat nichts gesehen», sagte der Mann. «Und Sie werden ihr jetzt nicht wieder genau dieselben fokken Fragen stellen, die sie den Streifenpolizisten schon stundenlang beantwortet hat.»

Clemencia sah zu, wie Frau van Zyl die Zigarette mit fahri-gen Handbewegungen ausdrückte und sich sofort eine neue ansteckte. Es war nicht Clemencias Schuld, dass sie so spät eingetroffen war. Sie verstand ja, dass die Situation für die Hinterbliebenen nicht leicht war, aber konnte man nicht trotzdem ein wenig Kooperation erwarten? Clemencia fragte den Streifenpolizisten nach dem Fundort der Leiche. Er führte sie auf die Terrasse, wo zwei seiner Kollegen warteten und so taten, als ob sie Wache hielten. Als sie außer Hörweite waren, stellte sie ihre Kollegen zur Rede. Warum war sie nicht früher benachrichtigt worden? Doch die drei zuckten nur mit den Schultern.

«Dahinten!» Der Polizist wies ins Dunkel des Gartens. Clemencia stapfte auf ein paar halbohohe Bäume zu. Einer der Polizisten, die ihr folgten, knipste eine Taschenlampe an. Über den Rasen wand sich ein Gartenschlauch. Der große dunkle Fleck, der im Lichtkegel erkennbar wurde, mochte geronnenes Blut sein. Irgendwelche Tatortmarkierungen waren nicht zu sehen. Geschweige denn eine Leiche.

«Man kann einen Toten doch nicht stundenlang herumliegen lassen», sagte der Streifenbeamte entschuldigend.

«Nein?», fragte Clemencia.

«Das bringt Unglück», sagte der Uniformierte.

«Weil dann irgendwelche Geister herumspuken?», fragte Clemencia. Der Polizist kniff die Lippen aufeinander.

Ja, wenn es Unglück brachte, musste man natürlich darauf verzichten, einen Tatort ordentlich zu sichern. Da war es wohl besser, einen Leichenwagen kommen zu lassen und das Mordopfer abzutransportieren, bevor die zuständige Inspectorin auch nur informiert wurde.

«Der Täter hat von da oben geschossen.» Der Polizist leuchtete über die Gartenmauer den Abhang hinauf. Der Schein der Taschenlampe verlor sich in grauem Gestrüpp.

«Wahrscheinlich mit einer automatischen Waffe», sagte ein anderer der Uniformierten. Er kramte aus seiner Hosentasche eine Plastiktüte voller Patronenhülsen hervor. Wenigstens hatte er sie nicht lose eingesteckt, doch wie er sie aufgesammelt hatte, wollte Clemencia lieber nicht wissen. Sie fragte, ob es Tatzeugen gebe.

«Die Tochter war anwesend, aber die spricht nicht», sagte einer der Polizisten.

«Die Befragung der Nachbarn wollten wir Ihnen überlassen», sagte sein Kollege.

Soweit man das erkennen konnte, waren die Nachbarhäuser dunkel. Die Weißen gingen früh zu Bett. Sie hatten ja auch einen Grund, früh aufzustehen. In ihrem Viertel, der Township Katutura, waren geschätzte fünfzig Prozent der Leute arbeitslos. So genau wusste das niemand.

Clemencia maß mit den Augen die Höhe der Gartenmauer ab. Etwa zweieinhalb Meter. Im Schein der Taschenlampe sah sie die Elektrodrähte, die über dem Mauerkranz entlangliefen. Sie hatten den Mann genauso wenig schützen können wie die Alarmanlage.

Es war still. Nur ein lauer Wind raschelte durch die Blätter der Zitronenbäume. Clemencia kehrte ins Haus zurück. Die

Tochter des Ermordeten sah ihr mit weit aufgerissenen Augen entgegen. Als Clemencia sie nach ihrem Namen fragte, begann sie wieder leise zu wimmern. Clemencia wandte sich an die Mutter. «Wenn Sie Hilfe brauchen, ich hätte da die Nummer einer Psychologin, die ...»

«Ich bin selbst Arzt», fiel ihr der Mann am Tisch ins Wort.

«... die auf solche Traumata spezialisiert ist», sagte Clemencia.

«Das Mädchen braucht einfach Ruhe!», sagte der Arzt. Es klang wie: Machen Sie bloß, dass Sie hier verschwinden!

Clemencia setzte sich Frau van Zyl gegenüber. «Es tut mir leid, aber ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.»

Frau van Zyl zog an ihrer Zigarette.

«Allein», sagte Clemencia. Sie wartete, bis sich der Arzt und die Frauen in die Küche begeben hatten. Dann fragte sie: «Ist Ihr Mann bedroht worden?»

Frau van Zyl schüttelte kurz den Kopf und stieß die Zigarette zwei-, dreimal in den Aschenbecher. Sie blickte auf die Kippe, von der ein dünner Rauchfaden hochstieg. In etwa zwanzig Zentimetern Höhe kräuselte er sich, krümmte sich, als ob er Schmerzen litte, zerfaserte dann und löste sich in langsam verblässende Schlieren auf.

Clemencia fragte weiter, auch wenn das ein mühsames Unterfangen war. Frau van Zyl musste zu jedem Wort genötigt werden, und selbst dabei kam kaum etwas Brauchbares heraus. Ihr Mann habe ein ganz normales Leben geführt. Geboren in Pretoria, Schule, Militärdienst, Ausbildung. Weil sie nicht aus ihrer Heimat weg wollte, sei er nach Windhoek gezogen. Sie hätten eine Familie gegründet, er habe sich zum leitenden Angestellten hochgearbeitet, am Feierabend den Garten gepflegt und am Sonntag den Gottesdienst in der NG Kerk besucht.

Seine Interessen, Vorlieben, Leidenschaften?

Frau van Zyl zuckte die Achseln. Er habe gern gejagt. Und

er habe regelmäßig die Rugbyspiele der Springbokke im Fernsehen angeschaut.

Und sonst?

Das sei alles.

Politisches Engagement, Börsenspekulationen, Spielsucht, Vorstrafen?

Nein, nein, nein und nochmals nein. Es war, als hoffe Frau van Zyl, ihren Mann dadurch wieder zum Leben zu erwecken, dass sie jedes denkbare Mordmotiv kategorisch ausschloss.

«Aber jemand glaubte einen Grund zu haben, ihn zu erschießen», sagte Clemencia leise.

Frau van Zyl zündete sich eine neue Zigarette an. Benson & Hedges. Sie legte die Schachtel auf den Tisch und sah dann Clemencia zum ersten Mal in die Augen. Es war nur ein kurzer Blick, doch Clemencia las genug daraus: Mevrouw van Zyl log, zumindest verschwieg sie etwas Entscheidendes. Und sie würde es auch weiterhin verschweigen, denn sie hatte Clemencia gegogen und für zu leicht befunden. Für zu jung, zu unerfahren, einer wenig vertrauenswürdigen Polizei und der falschen Rasse zugehörig. Das war ziemlich viel auf einmal. Clemencia wusste, dass sie dagegen nicht ankommen würde.

So sanft, wie es ihr möglich war, sagte sie: «Ich verspreche Ihnen, Frau van Zyl, dass wir alles in unserer Macht Stehende tun werden, um den Täter ...»

«Knallen Sie ihn ab!», sagte Frau van Zyl leise.

«Wir werden ...»

«Es ist mir egal, wer er ist und warum er es getan hat.» Frau van Zyl sprang auf und schrie nun mit sich überschlagender Stimme: «Finden Sie ihn und knallen Sie ihn ab! Sofort! Was wollen Sie noch hier? Los, nun gehen Sie schon! Knallen Sie das Schwein ab!»

Die Tochter auf dem Sofa wimmerte lauter und brach in hysterische Schreie aus, die ihr die Atemluft zu nehmen schienen

und in einem Gurgeln endeten. Der Arzt, der Clemencia abgekankelt hatte, riss die Küchentür auf und eilte zum Sofa. Hinter ihm erschienen die Frauen und versuchten, Frau van Zyl zu beruhigen.

Auch wenn Clemencia wusste, dass das ungerecht war, kam ihr alles falsch vor. Tag für Tag beklagten sich die Weißen, dass rechtsstaatliche Verfahren angeblich ungenügend eingehalten würden, doch kaum waren sie selbst einmal Opfer eines Verbrechens, war alles vergessen. Dann wollten sie Rache, wollten das Blut spritzen sehen. Dabei war die Gefahr, umgebracht zu werden, für einen Schwarzen immer noch zehnmal größer. Nur krächte kein Hahn danach, wenn in Katutura eine Sechzehnjährige auf dem Weg zur Außentoilette vergewaltigt und ermordet wurde. Oder wenn eine alte Frau abgestochen wurde, weil sie die dreißig Namibia-Dollar, mit denen sie über die nächste Woche kommen wollte, nicht sofort herausrückte. Der Mord an Meneer van Zyl würde dagegen für Schlagzeilen sorgen.

«Und jetzt?», fragte einer der Streifenbeamten leise.

Clemencia wusste, wie man eine Ermittlung führte. Sie hatte nicht nur die interne Ausbildung am Iyambo Police College mit Bravour absolviert, sondern konnte als einziges Mitglied der Behörde einen Master in Kriminalistik vorweisen. Das Studium in Südafrika hatte sie sich durch ein Vollstipendium leisten können. Erst vor kurzem war sie von einem sechsmonatigen Aufenthalt in Helsinki zurückgekommen, finanziert durch ein Programm der finnischen Regierung, das die Professionalisierung von Staatsbeamten in Drittweltländern zum Ziel hatte. Clemencia hatte die verschiedenen Abteilungen der dortigen Kriminalpolizei durchlaufen, sie hatte bei der Kriminaltechnik und der Gerichtsmedizin hospitiert, sie war auf Außendienstesätze mitgenommen worden und hatte die Arbeit von Mordkommissionen studiert. Doch ihr Wissen nützte ihr gar nichts. Sie be-

fand sich nicht mehr in Finnland, sie war in Windhoek. Im südlichen Afrika. In einer anderen Welt.

«Unsere Schicht ist gleich zu Ende», flüsterte der Streifenbeamte Clemencia zu. «Hier können wir sowieso nichts mehr machen.»

Clemencia wählte die Nummer der Scenes of Crime Unit an, die für Spurensicherung zuständig war. Wahrscheinlich würden die sagen, dass man ebenso gut bis morgen früh warten könne, wenn schon so viel Zeit verloren war. Aber das taten sie nicht. Sie gingen gar nicht erst ans Telefon. Clemencia fragte sich, was sie mehr hasste: die Unprofessionalität ihrer Kollegen oder das Misstrauen und den kaum verhüllten Rassismus der Weißen.

Er saß in der Wartehalle des Hosea-Kutako-Flughafens auf einem der Stühle, die zu einer längeren Reihe zusammenschraubt waren. Er hatte einen der mittleren Sitze gewählt, weil diese am wenigsten begehrt schienen. Wenn es sich lohnen würde, hätte er darüber nachgedacht, warum dieselben Leute, die im Leben so gern im Mittelpunkt standen, in Flughafenwartehallen einen Randsitz bevorzugten. Und warum sie jeden, der ihnen diesen Platz weggenommen hatte, kritisch musterten.

Er wollte nicht gemustert werden. Abgesehen davon war ihm sein Platz egal. Einen Platz seinen Platz zu nennen, als hätten dort nicht schon tausend andere gesessen, als würden nicht noch Tausende nach einem kommen, war sowieso eine Anmaßung. Jeder war ständig unterwegs, tappte blindlings mal hier-, mal dorthin, nur das Ziel, das stand fest. Um den Tod kam keiner herum.

Er hustete. Er hatte sich nicht gesetzt, weil er müde war oder sich gar schwach gefühlt hätte. Er saß nur, weil er im Stehen mehr aufgefallen wäre. Und weil er von hier einen guten Blick